

Alpernöschen.

Eine Weisheit vom Wege.

Von Franziska von Kapff-Essenther.

(Schluß)

Und sie hatte zu seinen sich täglich wiederholenden Späßen immer so lieblich gelächelt! Trotzdem hatte sie ihm gesagt, sie wollte nicht seine Frau werden. Einen besonderen Grund hatte sie nicht dafür, als den schon bekannten: „Weshalb sollte ich nicht bei Papa bleiben?“ Und sie hatte Recht in diesem Falle. „Weshalb sollte sie nicht gleich bei Papa bleiben?“

Papa bedurfte auch wirklich seiner Tochter; er war recht gebrechlich geworden, ging schwerfällig, litt an geschwächter Sehkraft. Nöschen stützte nicht mehr auf Canenas und spielte auch nicht mehr das Salonalbum. Sie war nun dringender mit dem Vater und der kleinen Wirtschaft beschäftigt, außerdem an Rheumatismus und befristete sich fast ausschließlich mit frommen Uebungen. Das alte Fräulein nannte es eine Schickung der Vorsehung, daß Nöschen lebhaft geliebt sei, um ihren Vater und ihre alte Erzieherin zu pflegen.

Als ich etwas fallen ließ von Nöschens verlorenem und verfehltem Jugend, meinte Elise zuversichtlich, der liebe Gott werde das gute Kind nach seiner Weise belohnen.

Den Himmel verdiente es sich gewiß, das gute Kind. Nöschen betete mit Elise Rosenkränze und las dem Vater die Zeitungen, juristische Fachschriften und alte, gelehrte Scharikens vor, wozu sie Nichts begriff. „Ein Frauenzimmer braucht das nicht zu verstehen“, meinte der Professor, als ich ihn aufforderte, seiner Tochter doch Erklärungen zu geben, damit sie sich nicht so grausam bei der Lesart langweile.

Nöschen spielte Karten mit dem Vater und besorgte seine Aufzeichnungen und Korrespondenzen. Dann wieder verbesserte sie die Fehler, die Elise in ihrem Strickzeug in Folge ihrer schwachen Augen gemacht hatte. Beide Damen strickten für arme Kinder der Umgegend Wintertrümpfe.

Nöschen schien zufrieden und seine Klage kam über ihre Lippen, aber der sanftfröhliche Ausdruck vor doch nicht mehr in ihren Augen. Sie sah, wenn man eben nicht mit ihr sprach, erschreckend gleichgültig und theilnahmslos aus, sie bewegte sich auch nicht mehr wie eine Elise — sie war ein wenig träge geworden bei aller Weisheit; sie that Alles mit einer mechanischen Gleichgültigkeit, die mir weh that.

Ich muß noch hinzufügen, daß der graufürstige Nachbar nach wie vor zu Schwärzpartie kam und seine alten Späße machte. Der Korb, den er erhalten, hatte die Gewohnheiten der beiden Alten nicht fähren können. Nöschen lächelte nicht mehr über seine Späße, aber das hatte Nichts zu sagen, sie lächelte überhaupt wenig mehr.

Wieder vergingen mehrere Jahre. Da erhielt ich eines Tages eine Anzeige, die den Tod des alten Professors meldete. Die Tochter war mit ihrem Mädchennamen als einzige Hinterbliebene unterzeichnet. Ich schrieb ihr sofort, um ihr meine herzlichste Theilnahme auszubringen. Durch viele Umbohen kam kein Brief, dann ein langes Schreiben in ungeschöner Handschrift und oben solchen Stil.

Nöschen schrieb wohl ruhender, kindlicher Liebe über des Vaters Tod, dann berichtete sie, der Nachbar habe nochmals um ihre Hand angehalten und sie habe wiederum abgelehnt. Elise hätte auch sehr gewünscht, daß aus der Herannah nicht würde; so blieben sie zusammen in dem weissen Hause.

Genüß hatte die selbstthätige Alte für die Behaglichkeit ihrer Erbschaft gestreift.

Nach einigen weiteren Jahren kam ich wieder in die Gegend und verließ auf der betreffenden Station den Zug, um nach meiner alten Bekanntschaft zu sehen. Der Stationschef erzählte mir auf mein Befragen, daß das Gütchen verkauft sei, die beiden alten Jungfern hätten die Wirtschaft schlecht verstanden. Inzwischen sei die alte Gouvernante gestorben und „die Frau Nöschen“, so sagte der biedere Steiner, sei Wittwischaffnerin bei dem neuen Besitzer.

Ich mietete ein Stiebwägelchen und fuhr hinaus nach dem weissen Hause. Kaum hätte ich Nöschen — so nannten die Leute noch immer mit diesem ihnen fremd klingenden Namen die nun bald Vierzigjährige — erkannt, sie trat mir entgegen als eine dicke Person mit fleischigen Brünen und von fast bäuerlichen Aussehen, welche in Milchwirtschaft und Schweinefütterung aufging. Der neue Besitzer war ein betriebamer Mann bäuerlicher Abkunft, der jetzt auch im Thale eine Mühle baute.

Nöschen erzählte viel von dieser Mühle, von der Käserei und dem Viehhutten. Sie pflegte mit zärtlicher Sorge die Gräber ihres Vaters und Elffens, ging fleißig zur Kirche, betete täglich einen Rosenkranz für das Seelenheil ihrer Verstorbenen und schien mit ihrem Loos zufrieden zu sein. Die Erbschaft, die sie mir anbot, liebte ich ob, denn sie hatte vorhin schon bemerkt, daß der Herr sehr sparlich sei; vielleicht hätte er ihre Gastfreundschaft äbel bemerkt.

Sie eilte ihm mit großer Unterwürfigkeit entgegen, als er in den Hof fuhr, eben als ich den Rückweg antrat. Es war ein vierstöpfiger Mensch mit energischen, aber wenig sympathischen Brünen; aus dem mißtrauischen Blick, mit dem er mich musterte, aus den barocken Worten, die

er an den Knecht richtete, schloß ich, daß er ein strenger, wenig liebenswürdiger Herr sei. Nöschen hatte allerdings nicht über ihn geklagt.

Seither sah ich sie nicht wieder — die arme, verblühte Alpernöschen.

Nachklänge aus der Ballsaison.

Von Martha Rumbauer.

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit der Bälle ist zu Ende. Nur sporadisch treten noch die kleinen Tänzen in Privatfreien auf, die den Schluß der Winterreise bilden. Es sind die letzten Ausläufer der Saison, die letzten abfallenden und dahinsinkenden Blätter eines vor kurzem noch reichen Wipfels. Mit dem Frühling kommen andere Knochen, andere Hoffnungen, andere Wünsche.

Aber trotzdem wird die Zeit der Feste so lange wie nur möglich ausgebeutet. Ja noch mehr, das Interesse für die Bälle ist so groß, daß man sogar schon an den künftigen Winter denkt, daß man die Resultate des jetzigen in dem nächsten Ballturnus verwerten will und ungeheure Zukunftspläne schmiedet. Darum überbringe auch ich mit meinen Gebanben das nächste Halbjahr — in welchen höchstens wirbelnde Staubflocken und später lustige weisse Fädchen in der Luft tanzen — und blide bereits auf eine ganze Kette von Ballvergnügungen, von denen eine die andere schon nach sich zieht. Und das es noch Zeit zu Vorbereitungen für den kommenden Winter ist, so will ich nicht verkümmern, einige praktische Vorschläge zu machen. Würde ich dieselben erst beim Beginn der nächsten Ballsaison von Stapel lassen, wären meine Worte in den Wind gesprochen — hinausgegangen in den Alles mit sich fortziehenden Strudel der Zeit. So jedoch haben sie die Hoffnung, nicht vergessen zu werden, wenigstens nicht von den —

Luzuspapierfabriken, deren Geschäft mir allerdings hier weniger am Herzen liegt, als das Interesse meiner ganz tanztüchtigen Mittelwelt. Aber diese Institute sind unentbehrlich für meinen Zweck, daher wünsche ich sehr, daß sie meine Zeilen begrüßen.

„Unädiges Fräulein, erlauben mir Ihre Tanzkarte? D, da ist ja kein einziger Tanz mehr frei! Wie bedauerlich!“

„Höchstens noch eine Extratur —“ sagt sie lächelnd, indem sie wohlgefallig das vollbeschriebene Kärtchen wieder zurücknimmt. Die lange blaue Tänzerin ist absolut nicht hübsch zu nennen, und doch hat sie schon vor dem ersten Tanz die ganze Karte bezeugt!

„Schr erfreut! Darf ich dann in nächsten Walzer wiederkommen?“ Im Grunde genommen war aber der Herr Niesendarr gar nicht so erwidert darüber, da ihm Pflichttänze kein so großes Hindernis sind, die er den Töchtern seines Vorgesetzten schuldig ist. Aber er und seine Kollegen, deren Namen er loben der Reihe nach auf dem bunten bedruckten Zettelchen gelesen, mußten sich nun einmal in das Unabhängigkeitliche schiden.

„Ging es doch dem Lieutenant drüben und seinen Kameraden ebenso, die sich alle weisheitlich um die nicht mehr junge und auch nicht mehr schlante Generalstochter bemühten. Wenn doch diese verd—ten Tanzkarten nicht wären!“

„Wer mag dort dies reizende Mädchen sein mit dem welschen blonden Haar? Sie ist entzückend!“

„Ich bin ihr leider nicht vorgestellt worden, sonst hätte ich mich ihr schon genähert und sie um ihre Tanzkarte gebeten!“

„D, diese abscheuliche Sitte! Sie verdickt mir den ganzen Geschmack an den Männen! Da schwören wir Alle um die aufgezogenen Fliegen im Saale herum, um den Höflichsten gerade unrer Autogramme zu geben!“

Währenddessen bleibt das „reizende“ Mädchen, das durch ihre Ammut oft die Blicke auf sich lenkt, sitzen und wird höchstens von ihrem Better oder sonstigen zum Contre aufgefordert. Wie hatte sie sich auf den heutigen Abend gerettet, und wie enttäuscht ist sie worden! Ach, daß sie nicht die Tochter eines Geheimraths oder Generals war! Und selbst jene elegante junge Dame, welche viel Huldiungen gewöhnt und die vorzüglichste Tänzerin im ganzen Saale ist, muß einlammeln zuhören, wie ihre viel weniger geistvollen und schönen Mitschwärmer gequelt werden. Sie scheint eine Fremde allen denen zu sein, die hier tanzen. Sie ist nur sehr Wenigen vorgestellt worden und darum.

Bei dem Verfranzösischen, welches ein paar Tage nach dem Feste stattfindet, theilen sich die jungen Mädchen ihre Ball-Erinnerungen mit. Die Tanzkarten werden hervorgezogen und mit Stolz die vielen Namen verlesen, welche die Einzelnen aufzuweisen haben. Da sitzen dann die armen jungen Damen dabei, welche keine Bekanntschaften gemacht haben und deren Karte vielleicht nur wenige Namen trägt. Welch eine Demüthigung, welche beschämendes Gefühl für sie!

Wie hartberzig ist die Unsitte der Tanzkarte! Wie ungerecht und wie demüthig! Mit glatten Worten zeichnen sich die Tänzer auf das kleine Blatt Papier, indem sie in Stillen die Tyrannei verurtheilen, welche sie zwingt, sich in einer Viertelstunde schon für den ganzen Abend zu vergeben. Das allerliebste rosa Bändchen, welches den Bleistift hält, mit dem sie schreiben müssen, bindet sie aber fest, wenn sie es auch müthend von der Karte losreißen!

Die Töchter ihrer Väter können darum in Gemüthsruhe abwarten, bis die Kolonne sich gelöst hat, welche den — Schuldheinen unterschreiben muß. Die wenig beschriebenen Karten der anderen Damen ähneln den Sammel-Listen zu Wohlthätigkeitsvereinen, man zeichnet spärlich! Viele Mädchen würden wohlthätig sein, wenn sie die nötigen Mittel hätten; viele Tänzer würden mit Lust geben, wenn sie die nötige Freiheit im Geben hätten. Und so bleiben die armen hungrigen und dürstenden Karten, die nach Bleistift lethgen, schmachtend am Gürtel ihrer Beizigerin hängen.

Darum schüttelt das Joch der Tanzkarte ab! Laßt Euch nicht, ihr Herren, wie die Tanzbären am Bande im Saale herumzuführen! Fort mit der Tanzkarte! Euch, meine Damen, die ihr an Pflichttänzer gewöhnt seid, wird auch ohne Karte kein willkürlicher entgehen. Die Herren, welche Rücksicht zu nehmen haben, werden diese nie außer Acht lassen, da es in ihrem eigenen Interesse liegt, aber sie haben sich nicht gebunden und können frei über ihre Tanzkarten verfügen. Die anderen Damen jedoch, die mit dem unendlich melancholischen Namen „Mauerblümchen“ bezeichnet werden und unter denen sich so manches liebliche und auch geistvolle Mädchen befindet, — nicht aber, wie man gewöhnlich annimmt, nur magere alte Jungfern, — würden dann vielleicht zu den geschicktesten Tänzerinnen gehören!

Die Unsitte der Tanzkarte ist jedenfalls eine neuere Institution. Sie ist nicht in dem Heimatlande des Tanzes, in Italien, entstanden, denn die Unfreiheit in der Wahl der Tänzer widerspricht dem Geiste des Tanzes. Auch hat die Muse Terpsichore, so viel ich weiß, noch nicht dergleichen im Olymp gekannt.

Um nun aber eine Entschädigung zu geben, mache ich den Vorschlag der Ball-Bisitarie, welche den Zwang ausschließt und ungemünzt viel Vortheile bietet. Das ist, meiner Phantasie nach, eine hübsch umänderte oder gar demalte kleine Bisitarie, welche die Herren den Damen, die sie im Momente erwählen, zu gleicher Zeit als Vorstellung überreichen. Die in schöner Schrift ausgeführten Namen werden ganz bedeutend angenehmer für die Dame sein, als die gefirgelten oder nur unverständlich gemurmelt. Reizend wäre es, wenn auch die jungen Mädchen solche Kärtchen hätten, damit ein gegenseitiger Austausch stattfände, — man weiß nicht immer, wozu es gut ist! Um auch dem Fest-Komitee etwas zu lassen, man könnte, statt der sonst üblichen Tanzkarten mit dem miserabel befestigten Bleistift ein bedrucktes Kärtchen verabreichen zum Aufbehalten der Bisitariten. Der Ehrgeiz der jungen Damen würde dann in der Zahl der Kärtchen bestehen, die sie im Bekleidungskasten vorzeigen, und die Gerechtigkeit wird Jedem seine Anzahl zubilligen. Sicher würde diese neue Einrichtung eine Menge interessanter und romantischer Folgen nach sich ziehen, deren nähere Ausführung sich aber leider über mein Ball-Thema hinausverbreitet.

Ich bin auf den nächsten Winter gespannt!

Was der Thekeffsel summt...

Ein Märchen von Manuel Schreiber (M. Wiel). Wien.

(Nachdruck verboten.)

Ja, das blieb nun Alles so, wie es war. Ueber dem wunnsüchtigen Schreibstisch hing noch die alte, verblasste Photographie... auf dem altväterlich dreien Wäsche-schrein lagen einige verstaubte Bücher und Papiere, daneben stand die Lampe und ein kleiner Thekeffsel aus Zinkblech.

Es war ein ganz einfacher, unscheinbarer Thekeffsel. Wäre er nicht an vielen Stellen verbogen und gestickt gewesen, kein Mensch hätte ihn von irgend einem anderen Thekeffsel unterscheiden können: so aber verliehen ihm die vielen blindevenden Blechflecken und Nageleisen eine Art Physiognomie, ein trauliches, gutmüthiges Gesicht voller Finzeln und Falten.

Das war das Ganze.

Das Stübchen, welches ich bezogen hatte, lag im dritten Stock eines uralten Hauses weit draußen in der Vorstadt. Daß ich es nur gethebe, eigentlich gab es da gar keinen dritten Stock... Ich wohnte knapp unter dem Dach in einer echten und rechten Studentenmannde. Mein Vorgänger war ein alter, einsamer Junggelle gewesen und hatte hier an fünfzehn Jahre gehaut. Vor drei Monaten war er gestorben, und seit dieser Zeit stand das Zimmer leer, bis ich einzog. Viel hatte ich nicht mitgebracht: eine Handtaische, welche meine Taschelleiten enthielt, ein paar gute Bücher, zwei Pfeifen und das Inventar. Im Laufe des Tages vergrößerte sich mein Inventar um eine Flasche Spiritus, etwas Zucker und Thee.

Wozu wäre denn sonst ein Thekeffsel dagewesen, wenn ich ihn nicht hätte benutzen sollen?

Drüben hämmerte es bereits. Der Schnee auf den benachbarten Dächern glitzerte in der dunklen Farbe der Apfelblüthe und erstellte ein wenig das Zimmer. Die Lampe wollte ich nicht anzünden. Es funkt und träumt sich besser so...

Als es dunkler wurde, füllte ich den Thekeffsel mit Wasser, entzündete den Wackelkopf des Spirituslampe, und bald zitterte der unsterbliche Flamme durch meine trauliche Stube. Ich hatte das angenehme Gefühl des



Zuhause sein. Wer kein Heim besitzt . . . du lieber Gott, und wäre er der Reichste und Mächtigste, er ist bedauernswert, elend, unglücklich. —
Gib . . . gib . . . gib . . .
Hörst, was war das?
Der Thekeffel begann zu summen.
Es wurde mir so wohl, so wunderwichtig um's Herz.
Der Thekeffel summt! Es war, als sei Jemand in meine Einsamkeit gekommen, um mir ein liebes Wort zu sagen.
Gib . . . gib . . . gib . . .
Der Thekeffel summt!
Es klang ein hellerer, schärferer Ton heraus, wie ein leise singendes Stimmlin durch ein murmelndes, summen- des Geräusch. Ich weiß nicht, was mich veranlaßt hat, so aufmerksam hinzuhören, aber plötzlich war es mir, als könnte ich dieses Stimmlin genau verstehen, ganz genau.
Der Thekeffel summt!
„Was geht es mich an, ob Jemand versteht, was ich singe? (Der Thekeffel ist nicht wenig eingebildet, dachte ich.) Ja, was geht es mich an? Mein guter, alter Herr verstand mich; die übrigen Menschen sind dumm, sehr dumm. Sie verstehen sich selbst nicht, wie viel weniger einen Thekeffel. Na, ha. — Mein, ich will mich heute nicht ärgern.“
„Lieber Thekeffel“, sagte ich, „es ist Einer da, der Dich versteht.“
„Siehst Du, das freut mich; wenn ich eine Hand hätte, würde ich Deine Hand drücken. So, das freut mich. Ich will Dir von meinem früheren Herrn erzählen, was?“
„Ich bitte Dich darum.“
„Na, das war so. Er hatte mich beim Tröddler aufge- rufen und mich für sehr wenig Geld erhandelt. Sein erstes war, daß er mich fein säuberlich putzte und auf den Schrein stellte. Als dann der Schnee auf den Dächern lag, nahm er mich wieder herunter, und seitdem habe ich jeden Abend gelungen, bis man ihn hinaustrug, ich weiß nicht, wohin . . .
Wir sind sehr gute Freunde gewesen. Er war ein langer, bagerer Mensch mit dünnen, zerkrümelten Wangen und grauen Haaren auf dem Kopfe. In dem schmalen Gesichte hatte er nicht ein einziges Härchen, dafür aber einige große Sommerprossen unterhalb der milde und schlaftrübenden braunen Augen. Er trug einen grauen Schlafrock mit rother Schnur und unförmlichen Trödeln von derselben Farbe.
Wir waren immer allein, immer allein. . .
Der Arme dachte nur mich und meinen Gesang. Bei meinen Lichte schrieb er auch häufig des Abends. Man- chmal reichte ich ein Flämmchen vor und guckte neugierig auf's Papier.
Einmal las ich: „Lieber Lotte, Du bist nun fünfzig und ich siebenundfünfzig. Wir sind Beide alt und lieben uns noch, vielleicht tiefer, inniger als einst. . . Du bist dort, ich bin hier, wir sind einjam und verlassen. . .“
Ein andermal hatte er kurze Zeilen geschrieben:
„Es ist auf Erden nichts
Des Strebens werth
Als nur ein liebes Weib,
Ein eigener Leib.“
Dann nahm er immer jenes Bild von der Wand und schaute es lange an. Jetzt freilich ist es verblaßt und vergilbt, aber es stellt ein junges Mädchen vor, das ein gar liebes Gesicht hat und freundliche Augen. Eines Abends zitterte seine Hand und er fristete auf ein Blatt:
„Lotte, komm — ich bitte Dich.“
Zwei Tage darauf lag er still in seinem Bette. Seine Arme war so spitz, so spitz . . .
Er richtete sich nicht.
Es kamen Leute, die schüttelten den Kopf und sagten nichts. Sie legten eine schwarze Decke über ihn und zün- deten zwei große Kerzen an. Draußen war es Nacht. Die Fenster waren geöffnet. Aber tropfen war es hier im Zimmer so dumpf und still. . . Mein armer Herr war weiß wie Kreide. Die grauen Haare lagen schwer auf seiner Stirn.
Spät in der Nacht führte unsere Wirthin Jemanden zu uns herauf; sie selbst entfernte sich wieder mit ihrem langsam schlängelnden Schritte.
Die Thür öffnete sich und es trat ein kleines, vertrock- netes Weiblin in die Stube. Sie zitterte, als sie meinem Herrn ins Gesicht sah. Ihre Lippen bewegten sich. Lang- sam strich sie ihm die wirren Haare aus der Stirn. Dann neigte sie sich, drückte ihre beiden Hände — seine zarte Hände, man konnte die blauen Adern sehen — auf seine Augen und küßte die Stirn. Hierauf kniete sie nieder und betete.
Als sie aufstand, bemerkte sie jenes Bild dort über dem Schreibtisch, sie trat näher und betrachtete es lange. Ihre Augen begannen so eigenthümlich zu schimmern. In diesen Augenblicke sah sie aus, wie jene auf dem Bilde, als dieses noch nicht vergilbt war.
Sie zog etwas aus der Tasche. Im Zimmer begann es zu duften wie nach verwelkten Rosen. . . Es war ein ganz winziges Päckchen.
Scheu um sich blickend, verbergte sie es unter der schwarzen Decke, auf dieselbe aber legte sie knapp unter das Kinn meines Herrn eine wollaugenblühende weiße Rose. Dann wartete sie noch einen langen Blick zurück und entfernte sich leise auf den Behen.
Wir waren wieder allein. Es duftete und duftete. Das Antlitz des Todten schien heiterer als früher, aber neben der weißen Rose sah es grau aus, so grau wie Asche.
Am nächsten Morgen kam man ihn hinaus. . .
Ich schweb. Auch der Thekeffel summt nicht mehr wie früher. Er zittert jetzt. Schwere Tropfen fielen auf den Docht der Lampe.
„Höre“, sagte der Thekeffel, „ich rinne schon wieder, Du mußt mich fieden lassen.“

„Bist Du mir dann noch Geschichten erzählen?“
„Gewiß, mein Freund, aber Du mußt mich gut füttern.“
Er konnte nicht weiter reden. Knisternd verlosch der Docht. Im Zimmer war's nur ganz dunkel.
**Parodie auf das Wiener Preis-Fenilleton:
„Der Abgrund.“**
(Stumme Scene)
Von Franziskus von Naps-Trinkenther.
(Nachdruck verboten.)
Motto: Es liebt die Welt das Strahlende zu schmeißen,
Und das Erbarme in den Staub zu stoßen.
Er gähnte mit der rechten Hand und las ein Buch.
Sie las eine Zeitung und gähnte mit der linken.
Gesprochen wurde prinzipiell nichts.
Außerdem gähnte noch ein unsichtbares Drittes.
Es war sehr langweilig.
Um eine Abwechslung in die Situation zu bringen, heute etwas; es war der Sturm.
Imen aber war es hoch erwidert.
Die dunklen Fautenils, auf denen die Gähnenden saßen, breiteten einladend ihre Arme aus, damit sich Jemand — darauf setze!
Da Keines sprach, war es natürlich still im Zimmer.
Es darf also nicht verstanden, daß man die Kococo- schläge einer Pöndeluhr aus der Renaissancezeit schlagen hören konnte.
Während dieser Todtenstille pochte, rüttelte, heute und winkelte der Sturm draußen ruhig weiter.
Was las die Frau? Ein Doppelsehlmörder im Pemmig-Blatt. Warum sollte sie sich auch nicht bilden? Letztlich, wenn gut gewälzt, ist der Honig des — Ehelebens.
Das vorklebende Ehepaar im Pemmig-Blatt hatte den nicht mehr ungewöhnlichen Weg des Kohlendunkes gewählt, um die Freiheit zu begehnen, der der sehr Muth gehört, den Akt des Wahnsinns, der mit Vernunft ausgeführt werden muß.
Sie waren nicht mehr jung und das wurnte sie. Sie geriethen darob in Noth. Denn er fand sie nicht mehr schön und sie ihn nicht mehr — galant. Sie hatte zwar Freunde, die vielleicht ausgeholfen hätten, aber — es waren keine Freunde in der Noth. Nebenbei lag auf dem Manne ein Kummer; es war ein Schatten von Schuld in einer schwachen Viertelstunde. Da an ein weiteres Wohlleben nicht zu denken, schlürften sie Kohlendunk; was auch im Leben vorgefallen sein mochte, die Thatfache war nicht wegzuleugnen, daß sie sich im Tode treu geblieben waren. Das war nach demselben ihr erbedendstes Bewußtsein. . .
Die gähnende Frau stellt sich das Alles vor; es über- fällt sie ein so glühendes heisses Wehgefühl, daß es nur durch Thränen zu löshen ist.
Sie sieht, wie die Selbstmörder vor einem langsam röstenden Kohlenfeuer bei einander liegen und denkt sich, — denn gesprochen wird prinzipiell nicht, weil das nicht in den Genre der stummen Scene paßt.
„O wie schön muß das sein!“
Warum öffnet sie nicht jetzt die Arme? Er liebt. Und warum öffnet er nichts? Mein Gott, er liebt doch! Jahrelang gähnen sie schon so nebeneinander.
Es darf daher nicht überraschen, daß sie sein Gesicht kennt, welches ernst und bärtig ist.
Sie kennt jede seiner Bewegungen voraus.
Sie ist ihm auch nichts Neues!
Sie schauen sich Beide gleichgültig an, meistens sehen sie sogar daneben.
Es gähnt etwas zwischen ihnen. Was gähnt? Ein Abgrund!
Ein Abgrund gähnt immer!
Wenn Freunde kamen und gingen, so konnten sie sich bald in diesen scheinbar undurchdringlichen Massen aus. Sie rieten, das Thor hinter sich zuzuschlend: „Was sind die X doch für zwei unaussprechliche langweilige Menschen!“
„Wen sollte das wundern? Wird doch sogar Musik bei ihnen gemacht, wenn Besuch kommt!“
Der einzige Lichtblick in den dunklen Abgrund des Gähnens war die — Schwiegermutter.
Sie sah ein, daß der Leuchten Verzerrung fehlte und setzte es durch, daß der gähnende Gatte, während er mit einer von seiner gähnenden Frau voraus berechneten Bewegung eine Buchseite umblätterte, eine derartige Beförderung erhielt, daß er eine bessere Wohnung nehmen konnte.
„Freut Euch, Kinder“, sagte die gute Schwiegermutter, „Nehmt jetzt Liebe und Leben in reichem Tempo!“
Aber trotzdem nur andere Fautenils und Sopha's ihre entledigten Arme ausstrecken, es fiel keinem der Ehegatten ein, hineinzutreten.
Selbst eine Brücke, welche eine weiche warme Ausdün- sungen von Einem zum Andern baute, wollte keines, aus Furcht vor Einsturz, betreten.
Sie sahen in den neuen Räumen, wie in den alten; Rechte, Tragen.
Aber der Mensch wird auch des Amisfastesten müde.
Nun dachte sie zurück, wie das Alles so gekommen.
Einst waren sie jung und sich gegenseitig eine Novität.
Dann kamen die bekannten kleinen Wölchchen am Ehe- betthimmel. Der Mann war Mann, das heißt rauh, heftig; sie glaubte, sie dürfe sich nichts vergeben, nichts gefallen lassen, gab die heftigen Antworten zurück und so kam es eines Tages zur regelrechten Prügelei.
Es fehlte ihm an Papier, er zankte darob, sie ant- wortete und da er nicht faul war, hatte sie, wupps, ihre erste Ohrfeige.
Einen Laut gab sie hierauf nicht von sich, zog sich aber in die mittlere Citabelle zurück. Da ihm ein Händ-

knopf fehlte, hat er um Verzierung und erhielt Gattin und Hemdknopf. — Verzieren hatte sie indessen auch. Sie nähte ihm keine Knöpfe mehr an und unterließ auch sonst Manches. Sie war wie eine Pflanze, die den schlafenden Amor mit einer Dellempfele befehlt, in welcher weder Del noch Docht ist, welche sie jedenfalls nicht entzündet, wenn sie sie nicht ganz im Nebenzimmer vergift.
Er, Sie, Alles gähnte.
Lange, lange gähnten sie.
Wieder denkt sie etwas, denn sprechen darf sie nicht: „Da er mich vor zehn Jahren liebt, ist er nicht ver- pflichtet, mich noch heute zu lieben?“
„A penny for your thoughts! Ich gäh' wohl einen Heller drum, wenn ich nur wüß', was er von mir denkt, wenn er überhaupt an mich denkt, denn 1000 Mark ist doch die Geheichte wahrlich nicht werth. Ist er zufrieden, sich immer zu langweilen?“
Sie denkt an die Hochzeitsreise.
Wenn sie nur noch einmal das Mädchen seiner Wahl sein könnte!
Aber sie kann nicht! Es gähnt etwas — ein Ab- grund —
Er ist müde. Er will zu Bette gehen. Was wird er jetzt thun? Er erhebt sich. Er — führt auf sie zu und steht sie in die Arme? Gotthabere! Er zündet ein schwebendes Hölzchen an; das Feuerzeug ist im Kissen- korb, die Kococo-Uhr tickt modern dazu. Die Wind- stöße sind so sanft geworden, daß man das Hölzchen auf den Teppich fallen hört.
Er steckt die Kerze des Nachtschens an und geht hinaus. — Schnell, ohne noch einen Blick auf sie, die Gähnende zu werfen, selber gähnd. — O, der Abgrund! Wenn er, von da, wohin er jetzt geht, nicht wieder käme! Wenn er — sich schlafen legte und — ihr im Traume treten würde!
Sie himmt ihn mit ihren Gedanken in ein Netz ein — wer lüßt es, wenn er es zerreißt?
Wieder denkt sie an die Selbstmörder des Pemmig- Blattes!
Und nun denkt sie noch eine große Anzahl, eine ganze Masse von Dingen, an Liebe, Hingebung, Gespenster, an Tantalus und sein Geschlecht; aber da es eine stumme Scene ist, sagt er ihr nicht: „Gute Nacht!“
Und geht!
Da rennt sie ihm nach! Jetzt oder nie!
Nach laut sie hin, halb zog er sie. . . sonst ward nichts mehr gesehen!
Sie liegen sie hin in den Armen und feiern eine Ver- söhnung.
In diesem Momente gähnten sie nicht. Man kann nicht küssen und gähnen zugleich.
Den andern Tag erhielt sie wieder eine Tracht Prügel, schlüpfte nach einigen groben Antworten zu ihrer Mama, er sollte sie wieder ab, sie verzicht; sie gähnten wieder, und wer mit ihnen verkehrte, farb vor Langeweile.
Er war ihrer, die sie Tracht Prügel werth. . . sie gähnten wohl noch öfter. . .
Aber . . . der Abgrund war verschwunden.
Mannigfaltiges.
Säcular- und Semi-säcularose.
Mai 1886.
6. 6. (al. 18.) Mai 1786. Geb. zu Frankfurt a. M. Ludwig (ursprünglich Baruch) Börne, deutscher Dichter und Schriftsteller, lebte seit 1830 in Paris, schrieb in freisinnigem Geiste, get. 12. Februar 1837.
7. 7. Mai 1686. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schloß mit Kaiser Leopold I. ein Schutz- und Trutzbündniß zur Erhaltung und Vertheidigung des deutschen Reichs gegen jeden Angreifer.
Räthsel von Paul Werner.
Nach Willfür und Belieben wähle
Der Dinge viel und mancherlei. —
Wie nennst du, was ohne Fehle,
Von Frieden und von Fesseln frei?
Mit „Führung“ paart sich gern und „Sitt“:
Nun such mein wiederlegend Wort.
Und wirft zunächst aus deiner Mitte
Ein „e“ und „i“ als unnütz fort.
Drauf buchstabir' genau vom Schlusse
Nach vorn, so daß ein Mann erhebt,
Der, heis bereit zu Thut und Schult,
Den Feldherrn treu zur Seite geht.
Wen er, dem Schwur, den er verpfändet,
Getreu, sein Leben freudig wehnt,
So wird ihm gern das Lob gehendet,
Das die mein Wort suert beethet.
Valleisches Sonnet von Berthold Arnan.
Sont' woll' ihm die Ruh' nicht kommen
Bei dem hienigen Wanderleben,
Nimm, daß man ihn eingemommen,
Ward er wieder ausgegeben.
Seiner Gäste froh zu warten,
Sieht man jetzt ihn Sorge tragen,
An den Säulen und im Garten
Weilen sie mit Wohlbehagen.
Schnungen aus Nr. 18.
1. Räthsel: Ein Räthsel. — 2. Charade: Serberge. —
3. Quadrat-Arithmetik:
a
s
t
a
n
t
o
n
s
e
l
o
n
g
a
o
s
t
e
r
f
e
s
t
o
b
l
i
o
r
t
e
b
a
r
t
o
s
t
4. Silbenaufgabe: Manika, Mennige, Parisk, Spatium, Facit, Altes, Delvino, Götting, Fairuz, Genitiv, Holben, Kreuzer, Latini, unius viribus).
Correspondenz.
Familie Freiliger. Dankschreiben. 1. richtig, 4 im Großen und Ganzen richtig. 2. Richter in A, B. Weber, E. Roth, Antonio Sebald in 3. Richtig. C. G. B. Wagner, Johanne Gieseler in 4. 1 2 3 richtig. Seine D. Emil Dreiling, D. S. Gortensia Götlich in 5. 1 3 richtig.

Bearbeitet von Julius Wandelt. — Bild/ige Buchdruckerei (R. Reichmann) in Halle.